

Disputation um Friedenskräfte

Autor(en): **Schürch, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **12 (1944-1945)**

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759436>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DISPUTATION UM FRIEDENSKRÄFTE

VON ERNST SCHÜRCH

Ueber «Elementare Kräfte zum Frieden» hat Dr. Roman Boos im April 1944 in Basel eine sogenannte Disputation veranstaltet, deren Referate als Buch erschienen sind.¹ Es ist hier ein Nebeneinander von Untersuchungen über die in der Natur verschiedener Völker liegenden Friedenskräfte, nicht eine Disputation zu finden, wenn auch der letzte Beitrag zusammenfassende Gedanken von der «Mitte» aus und nach der Mitte hin daranknüpft. Aber die Beiträge sind es wert, in einer weitem Auseinandersetzung fortzuwirken; sie sind heute noch wichtiger, jedenfalls aktueller als vor einem Jahre; denn der Tag naht, an dem sich die Kräfte zum Frieden auf der ganzen Kriegsfront, besonders auch der geistigen, auszuwirken haben werden.

Ein Gesamtbild konnte aus dem Nebeneinander nicht entstehen. Dazu hätte es eine Zusammenschau gebraucht, die für zwei Augen, nicht aber für acht möglich wäre. Das Verbindende, das der Herausgeber beisteuert, beruht — abgesehen von seinem mitteleuropäischen, vorab schweizerischen Beobachtungsfeld — auf dem, was ihm die Mitarbeiter über die andern Länder an die Hand gaben, und er erfaßt es in scharfgeprägten Formeln, die das Wesentliche von recht wenig einfachen Nationalcharakteren enthalten sollen.

Je näher der Tag der *Kriegsentscheidung*, um so drängender wird die Frage nach der Entscheidung zum *Frieden*, und eine mit Schicksal beladene Frage wird die sein, auf die hier Teilantworten angebahnt werden: Welches sind dann die tragenden Kräfte des Friedens? Es gibt auch elementare Kräfte zur *Macht*. Wie wird der gestaltende Wille gebildet — wird er vielleicht aus Friedens- und Machtdrang zusammengesetzt sein, und wie lange kann eine solche Zusammensetzung dauern? Das wird hier nicht disputiert, wohl aber da und dort etwas bange gestreift. Aber Elemente zum weitem Zusammendenken liegen in verdankenswerter Fülle vor, und auch ein bloß angefangenes Gespräch kann fruchtbar werden.

Da man ein Volk nur von innen heraus verstehen kann, so war es wichtig, die Nationen, von denen nach menschlichem Ermessen das

¹ *Elementare Kräfte zum Frieden*. 3. «Helvetische Disputation» in Basel. Bettex: England, Jucker: Rußland, Staehelin: USA., Boos: Mitteleuropa. Herausgeber Dr. Roman Boos, Verlag der AZ-Presse Aarau.

Nachkriegssystem der Welt in erster Linie abhängen wird, durch Beobachter erläutern zu lassen, die tiefer gesehen haben als ein Bae-deker- oder ein Handelsreisender. Keiner von ihnen erschöpft natürlich sein Thema, und jeder faßt es etwas anders an. Die Mehrheit der Gesichtspunkte und wohl auch der Temperamente bereichert den Gesamtausblick in die Welt und läßt uns ahnen, daß nie alles gesagt sein wird und daß das letzte Wort trotz allen Proklamationen noch nicht zu hören ist.

«*England zwischen gestern und morgen*» wird von Dr. Albert Bettex geschildert, der drei oder vier Vorkriegsjahre lang (als Lektor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Cambridge) günstig gestellt war, um geistige Zustände und Triebkräfte zu beobachten. Er entwirft das Bild einer innern Wandlung von geschichtlicher Größe. Die englische Selbstkritik liefert den Hintergrund, vor dem sich erstaunliche Neuerungen abheben; alles spricht von einer Umwälzung in den Geistern. Was der erste Weltkrieg nicht durchgesetzt hat, das scheint heute auf sozialem Boden unaufhaltsam zu kommen. Aber Anläufe waren früher schon da. Im Frühjahr 1917 sagte mir ein englischer Generalstäbler an der Westfront: «Wir sind die Revolutionsarmee». Für ihn war schon die allgemeine Wehrpflicht, aus der seine Truppe hervorgegangen war, mit allem, was für das bürgerliche und politische Leben damit zusammenhing, ein Umsturz Altenglands, wenn freilich auch die Soldaten äußerlich mit der sansculottischen Volksarmee des Konventes, auf die der Brite anspielte, nichts gemein hatten. Jetzt fühlt man es wohl überall, daß die Zwischenkriegszeit nur ein Halt auf einem früher angetretenen Marsch war, und heute scheint alles mit Begeisterung vorwärtszudrängen. So haben Mitglieder schweizerischer Unterhandlungsdelegationen verwundert berichtet, wie im bombardierten London eine geradezu gehobene Stimmung herrsche, vornehmlich in den oberen Schichten, die nun gewaltig nach unten eingeebnet werden. Die neu entdeckte Brüderlichkeit über alle Klassen-schranken hinweg werde als beglückendes Erlebnis empfunden.

Aber nicht weniger als den Wandel vom individualistischen Liberalismus zum sozialen Wohlfahrts- und Gemeinschaftsstaat versteht Bettex das Beständige im englischen Charakter zu deuten. Was ist es? Er spricht in feiner Weise von einem sicheren Gleichgewichtsorgan und einem Sinn für die Proportion, der von selber die Extreme vermeidet und wohl nicht viel anderes ist als das antike Maßhalten (*ne quid nimis!*). Das hängt eng zusammen mit der Abneigung des Engländer gegen alle bloße Theorie, die ja immer dem Aeüßersten zustrebt und sich mehr als einmal von der Konsequenz eines Systems aus in lebensfeindlichen Exzessen der Praxis realisiert hat.

Statt der klaren Formel sucht der Engländer die brauchbare Lösung für das Problem des Tages, statt eines Grundsatzes eine Handhabe. Bald erscheint er dem andersgearteten Kontinentalen als prinzipienlos und gedankenarm in seinem Durchwursteln, bald imponiert er übermäßig durch praktische Weisheit und angriffigen Weltverstand. Darum ist es nicht leicht, englisches Wesen in die Denkformen anderer Völker zu übersetzen; jedenfalls wird man sich hüten, in typisch französischer und ebenso bezeichnend deutscher Manier den *culte de la formule* oder ein Schlagwort für eine Erklärung Englands zu verwenden. Diese Bemerkung gilt nicht gegenüber Bettex, eher gegenüber der Art, wie Boos das vom Referenten hervorgehobene Ausgewogensein als eine wie es scheint meergeborne Eigenschaft der Engländer wie eine Größe einstellt, mit der sich politisch ohne weiteres rechnen ließe.

Die beste Formel, wenn doch eine sein muß, fand vermutlich Woodrow Wilson, als er den englischen und den amerikanischen Staat verglich: Die Vereinigten Staaten stehen unter der Weltvorstellung Newtons und haben darum ihre Staatsgewalten als Planetarium aufgebaut, das vom Gesetz der Gravitation regiert wird. England aber lebt in der Welt Darwins: sein Staat ist organisch im biologischen Sinn, und statt der Gewaltentrennung ist hier alles ineinander verwachsen und wächst langsam und unaufhaltsam weiter. Hier ist lebendige Natur, und *natura non facit saltus*. Damit ist mehr als nur der Staat geschildert.

Nun ist nach der Deutung von Bettex der hochgeschichtliche Augenblick da, wo das englische Phlegma von innen durchstoßen, der englische Mensch zur Welt erwacht ist und sich erst ganz der Welt zu enthüllen beginnt. Die geistig träge Selbstsicherheit, eine Folge des alten und veralteten Inselgefühls, scheint dem Willen zur Teilnahme am Geschick Europas gewichen zu sein. Man «ist nicht *in* Europa, aber *von* Europa» — und die englischen Grenzen sah schon Baldwin am Rhein. Daß es ein Erwachen ohne lähmende Panik war, das macht Bettex sehr gut sichtbar. Ueberwältigt von der innern Kraft des Volkes, schrieb *Rauschning* im Jahre 1941: «Hier in London und nirgends sonst wird sich das Schicksal wenden.»

Das Schicksal Englands, und das der Welt. Bettex schreibt aus einem ähnlich starken Eindruck heraus:

«Der Wille, am Aufbau einer neuen Zukunft zu arbeiten, ist in England in zu großer Tiefe aufgebrochen, als daß er an den Grenzen des Empire haltzumachen vermöchte. Er treibt zu letzten, universalen Lösungen und ist erst am Ziel, wenn er die ganze Welt in seine Pläne einbeziehen kann.»

Und weiter:

«Die Zukunft der europäischen Kulturentwicklung... wird...

nicht unwesentlich dadurch bestimmt sein, wie weit der englische Partner, der einzige unter den vier Großen (aber zahlenmäßig nicht der stärkste!), der wirklich weiß, was Europa heißt, sich gegenüber andern Einflüssen durchzusetzen vermag.»

Hier ist eine Befürchtung eingeklammert, die, seit sie ausgedrückt wurde, greifbare Gestalt angenommen hat. Und damit erhebt sich hinter den englischen Wünschen, die ganze Welt einzubeziehen, ein großes Fragezeichen, das einer weiterzuführenden Disputation den Weg weist.

England hat viel zu wenig kompakte Machtsubstanz zwischen den Kolossen seiner Verbündeten. Längst hat die britische Diplomatie den volkstümlichen Triebkräften, die auf eine universelle Neugestaltung gerichtet sind, die Schranken des Möglichen setzen und gute Miene zum bösen Spiel machen müssen, eine gute Miene, die im moralisierenden Amerika böses Blut gemacht hat. Nur in Griechenland, das im Seeweg nach Indien liegt, griff England durch. Die russische Praxis hat andernorts, entgegen der gemeinsam in Jalta neu erhobenen Atlantischen Charta, Schlag um Schlag Tatsachen gesetzt, die England nicht zu ändern vermag. Wer spricht noch vom Selbstbestimmungsrecht und der freien Wahl der Regierung durch die baltischen Völker, ja, wer spricht überhaupt noch von ihnen? Der amerikanische Unterstaatssekretär Grew. Wie steht es auch nur in Rumänien, Finnland und in Polen mit dem Verzicht der Großen auf Einmischung in die innern politischen Verhältnisse der andern Staaten?

Roosevelt erklärt, es sei zu Ende mit dem System des Gleichgewichts und der Einflußsphären. Wo solche Sphären sind, da ist es auch nötig, ein Gleichgewicht zu suchen. Aber ist denn nicht tatsächlich der alte cordon sanitaire jetzt schon in eine breite Zone überwiegenden Sowjeteinflusses umgewandelt? Was bleibt dort noch von der Bezeugung, daß die Proklamanten keinen territorialen Gewinn suchen und keine Grenzverschiebungen wünschen, die nicht mit den frei ausgedrückten Wünschen der betroffenen Völker übereinstimmen? (Punkte 1 und 2 der Charta.) Ist man doch auch von angelsächsischer Seite, um endlich die polnische Frage zu lösen, mit Grenz- und gar mit Volksverschiebungen im polnischen wie im deutschen Osten heute gezwungenermaßen einverstanden, ohne jeden Vorbehalt! Die Ostpolen und die Ostpreußen und Schlesier werden sowenig wie die Balten gefragt, ob sie damit einverstanden seien. Was man nicht ändern kann, verkündet man als den eigenen Willen; aber das ändert an der Zwangslage nichts. Und ändert nichts am Widerspruch zu den atlantischen Kriegszielen. Hier sind Entscheidungen *gegen* die elementaren Kräfte zum Frieden der Angelsachsen jetzt schon gefallen.

Eine große Frage wird sein, ob Rußland auch nur der Weltwirt-

schaft nach dem Willen der Charta geöffnet wird, unter dem russischen innern System überhaupt geöffnet werden könnte. An der Luftverkehrskonferenz in Chicago mußten die Neutralen die Entschuldigung für das Fernbleiben der Sowjets liefern: Rußland setze sich nicht neben «Profascisten», wie z. B. die Schweiz!

Zum Kampf aufgerufen wurden die angelsächsischen Völker gegen eine innerpolitisch schrankenlose und außenpolitisch an keinen Vertrag sich haltende Regierungsallmacht. Aber finden wir nicht in Rußland das erste praktische Vorbild einer solchen Autokratie im totalen Staat? Oder gibt es einen Wesensunterschied, sagen wir zwischen GPU. und Gestapo? Was führte Rußland an die Seite der Angelsachsen ins gleiche Kriegslager, was anderes, als der gemeinsame Feind? Was hält die Allianz auf die Dauer, also für den Frieden zusammen, wenn der Feind einmal fehlt? Brach nicht der zweite Weltkrieg aus wegen des Ueberfalls auf Polen, bei dem Rußland mitgemacht hat, und ist ihm nicht jetzt schon der Hauptteil der damaligen Beute dauernd gesichert, weil niemand in der Lage ist, sie ihm zu entreißen?

Es wäre nötig, uns zu zeigen, wie die volkstümlichen, die elementaren Kräfte zum Frieden, die im Atlantic Charter ihr Ziel sahen, sich zu dieser aufgedrängten Selbstbeschränkung einstellen.

So kommen wir auf allen Zukunftswegen unweigerlich zur großen Unbekannten, ebenso groß wie unbekannt: zur *Sowjetunion*.

Ernst Jucker berichtet uns über «*Kräfte zum Frieden in Rußland*» in so unheimlich eindrucksvoller Weise, wie dies nur der berufenste Schweizer tun konnte. Er lebte von 1916 bis 1932 in Rußland und war Mitglied der westsibirischen Regierung. Also von vornherein nicht einer von all denen, die aus politischer, weltanschaulicher oder sozialer Voreingenommenheit vom bolschewistischen Rußland nichts wissen wollten, um dann notgedrungen, weil sich nun jedermann mit Rußland befassen muß, aus dritter Hand einige Kenntnisse zu beziehen. Im Gegenteil: Jucker liebt das russische Volk, bewundert es, nicht als Außenseiter, sondern als einer, der sich ihm innerlich verbunden fühlt und mit wahren Herztönen von seiner tiefen Menschlichkeit und der Weite seiner geistigen Anlagen spricht.

Um so erdrückender sind seine Angaben über das, was tatsächlich ist.

Es ist im Rahmen dieser Besprechung unmöglich, Juckers Argumente so, wie sie es verdienen, darzulegen. Einige Zitate mögen aber als Wegweiser dienen:

«Wenn wir nun die Kräfte zum Frieden in Rußland suchen wollen, müssen wir uns darüber klar sein, daß das *russische System* und die dort *herrschende Partei* den Krieg gewollt haben.»

Rußland baute sich lange vor der Machtergreifung des National-

sozialismus mit Hilfe der ganzen Welt zu einer großartigen Waffenschmiede aus. Alle zivilen Aufgaben wurden hinter die des Militärs zurückgestellt. «Alle Schulstufen wurden früh militarisiert.»

Tausende von Zitaten führender Staatsmänner zeigen klar, daß die Partei den Krieg gewollt und daß sie alles getan hat, damit er komme.

«Wer Stalins ‚Grundlagen des Leninismus‘ studiert, wird ganz einwandfrei im Bilde sein. Im übrigen sieht man ja schon heute (Frühjahr 1944) mit aller Deutlichkeit, daß Rußland seinen Gegnern gegenüber am liebsten solche Friedensbedingungen macht, die schon wieder die Ursache zu einem neuen Kriege sind.»

«Wenn dieser Krieg wirklich zu einem Frieden führen wird, so wird das nur dann geschehen, wenn auch in Rußland die Diktatur verschwindet und das russische Volk seine wirkliche Stimme und Gesinnung erheben kann.»

Also kurz gesagt: eine gewaltige Summe von Friedenskräften, die nicht frei sind und sich daher gar nicht auswirken können. Jucker lehnt die Möglichkeit eines Sturzes der heutigen Herrschaft nicht etwa ab, fürchtet aber, es könnte zu einer Generalsrevolte kommen, die für den Frieden wenig Gutes verspräche. Er spricht von scharfen Spannungen zwischen Militär und Regierung. Eine Hoffnung scheint er zu hegen:

«Nicht umsonst schwört der russische Soldat den Eid: ‚Wir wollen keinen Fußbreit fremden Landes geben aber auch keinen Zoll des eigenen‘.»

Das ist aus dem Gefühl des Volkes heraus gefaßt. «Das Regime hat den ‚Fehler‘ gemacht, ihm zwanzig Jahre lang zu sagen: Wir wollen keinen fremden Boden, wir wollen nur keinen Feind im Land. Daran wird es sich den Hals brechen.»

Aber wann? Wann wird der russische Bauer, wie Jucker es einmal kommen sieht, zu «einem der stärksten Garanten des Friedens werden, weil er mit seinem ganzen Wesen, mit seiner ganzen Seele Bauer ist»?

Die unerhörten Leiden des Volkes deuten in der gleichen Richtung. Aber wann und unter welcher Regierung hat das russische Volk nicht gelitten?

«Das Volk geht nicht aus dem Lande hinaus. Daß das heutige Regime aus dem Lande hinaus will, das sieht ein jeder.»

Eine Hoffnung für die Welt läge natürlich in der Erschließung der unermesslichen Bodenschätze Rußlands und des russischen Marktes für die andern Völker. Beides scheint aber unter dem heutigen Staatssystem höchst zweifelhaft. Und doch wäre für die Industrie der übrigen Welt dort unendlich viel Friedensarbeit zu finden, die hinter den Rüstungsbedürfnissen zurückgeblieben ist. Jucker stellt fest, daß im erdölreichsten Lande der Welt 65% der Bevölkerung immer noch bei Kienspanbeleuchtung leben!

«Der Totalitarismus des Staates russischer oder deutscher Prägung wird immer die größte Gefahr für den Frieden sein, und wir können froh sein, daß der russische Intellektuelle sich auf diesem Gebiete nichts mehr vormachen lassen wird. Das Unterstreichen der ‚Demokratie‘ in der sowjetrussischen Propaganda hat seine Wurzeln tief in der bitteren Erkenntnis der Regierenden, daß die Zukunft jeglicher Diktatur nach diesem Kriege herzlich pessimistisch zu beurteilen ist.»

Ein Urteil über die Aussichten, nach diesem Krieg durch eine neue russische Revolution und vermutlich einen Bürgerkrieg zum Frieden für die Welt zu kommen, steht uns nicht zu. Sei nun der Wunsch der Vater des Gedankens oder nicht: der Gedanke scheint doch aus einer innern Not und vielleicht bitteren Enttäuschungen in Rußland geboren zu sein. Wir wissen auch nicht, ob es gegen alle Regeln einmal einer Diktatur gelingen könnte, freiwillig den Griff auf ihr Volk und die Außenwelt zu lockern und die Demokratie von der Propaganda in die Wirklichkeit umzusetzen.

«*Aufbaukräfte in den USA.*» schildert Dr. Willy Staehelin. Es wird darauf Bedacht genommen, die Nation in ihrer immer den Eindruck des Unfertigen machenden Neuheit, Unruhe, Traditionslosigkeit, unübersichtlichen Weite und nie ganz ausgeglichenen Mischung heterogener Elemente als eine Welt im ewigen Werden begreiflich zu machen. Jedem, der die Staaten bereist, muß der Mangel an Selbsthaftigkeit auffallen. In den jüngern Expansionsgebieten hat man Bauernhäuser auf fünfzehn Jahre gebaut: bis dahin mußte das Gebäude abgeschrieben werden, weil in dieser Zeit der Boden ausgesogen war und der Farmer wieder westwärts zog. In Kanada gar, in gewissem Sinn ein potenziertes Amerika, stießen wir auf Bauern, die sich gar nicht die Mühe nahmen, eine menschliche Wohnung zu errichten. Sie begnügten sich mit der «barn» für das Vieh und die Maschinen und blieben selber in einem Wohnwagen. Bauern- und Zigeunertum vereinigt! Es ist, als ob die Kräfte, die den Menschen aus der alten Welt vertrieben, ihn in der neuen Welt noch immer nicht recht zur Ruhe kommen ließen. Er wechselt Beruf und Standort mit der größten Selbstverständlichkeit. So konnten sich feste gesellschaftliche Formen nicht ausbilden; der Mensch ist auf sich allein gestellt und will es nicht anders haben. Staehelin bestätigt, was andere vom Pioniergeist Amerikas erzählt haben.

Etwas darf man dabei stärker hervorheben. Das Bedürfnis nach ungehemmter Bewegung und das Beieinander und Durcheinander sehr verschiedener Rassen verlangt in gleicher Weise ein außerordentliches Maß von Freiheit für den Einzelnen. Den stärksten Auftrieb erhielt Amerika zudem von denen, die irgendeiner Knechtschaft, einer Enge, einer Verfolgung entflohen waren und in einem leeren Land Schutz

durch die Freiheit suchten. Die Göttin Liberty steht an ihrem Platz vor dem größten Einwandererhafen der Welt, wo sie die Fackel emporreckt. Es ist ein Symbol, das jeden Amerikaner und jeden Fremden packen muß. Starke, eigenwillige, gescheiterte und schwache Menschen, religiöse Eiferer, Märtyrer oder Justizflüchtige, wer alles hat nicht die Alte Welt als ein Land der Unfreiheit, der Verfolgung, der Erniedrigung, der wirtschaftlichen Enge verlassen und abgeschworen, um drüben auf freiem Feld ein neues Leben auf neue Rechnung zu beginnen! Die Freiheit aber ist es und mußte es sein, was nach dem Wappenspruch der Union «e pluribus *unum*» machen konnte. Die Freiheit ist es, die diese Nation zusammenhält, und die Ideologie der Freiheit gehört zu jeder vitalen Anstrengung des ganzen Volkes. Die moralischen Ansprüche, die einem neben der lange grassierenden Korruption in öffentlichen Verwaltungen oft unschmackhaft vorkommen wollten, sind eben doch der wahre Ausdruck eines Bedürfnisses, das stark religiös erwärmt ist, und das die Freiheit auch für den andern, und in der kombattanten Weltpolitik Freiheit für die andern Völker verlangt. Das ist nicht Heuchelei, sondern eine sehr reale Bewegungskraft. Nicht umsonst können die Angelsachsen gar keinen Krieg führen, ohne diese echten volkstümlichen Ideale und seelischen Bedürfnisse über die Häupter zu erheben.

Und darin, so will mir scheinen, haben wir in erster Linie amerikanische «Kräfte zum Frieden» zu suchen.

Daß im Amerikaner immer etwas vom Hasardeur steckt, vom Menschen, der aus der Pionierzeit her gewohnt ist, Tag um Tag seine Existenz aufs Spiel mit der Umwelt zu setzen, und daß er den Wirtschaftskampf oft in einem richtigen Sportfieber betreibt, nicht des Besitzes wegen, den zu genießen er sich keine Muße gönnt, sondern einfach des Erfolges willen, und daß er die Erhöhung der Persönlichkeit in der fruchtbaren Leistung, nicht aber in einer bloßen Position sucht, das mag irgendwie auch im Friedenswillen Amerikas mitspielen, sowie gewiß auch die Lust zum Wettlauf auf neueröffneten internationalen Startbahnen der Wirtschaft.

Einen Augenblick war das kontinentale Sicherheitsgefühl der Vereinigten Staaten erschüttert. Es ist mit einem ehrlichen Staunen über die eigene Leistungsfähigkeit zurückgekehrt, und nun wirkt sich auch in widrigen Lagen der von Staehelin trefflich geschilderte angeborne Optimismus neu belebend aus. Dabei ist auch die uns naiv anmutende zuversichtliche Vereinfachung der Dinge zu fühlen und vielleicht vor dem Hang zur Standardisierung Europas nach efficiency lines zu warnen. Hat man nicht in Neuyork einen Plan für die Neuordnung Europas ausgehängt, worauf die Schweiz wegrationalisiert war? Nun, Schaffhausen und Mr. Currie werden drüben doch etwas «publicity»

für unser Land machen, das einmal ein typischer Yankee, der offensichtlich nach dem stärksten Kompliment suchte, mit «dem Landgut eines amerikanischen Millionärs» verglich — ehrlich erstaunt war er darüber, daß mich dieses Lob nicht sonderlich begeisterte.

Staehelin sagt einleuchtend, daß uns die ehrliche Achtung der Amerikaner vor unserer Demokratie, die ihrem Ideal sehr nahekommt, ein schützendes Verständnis sichern wird. Nur hat man immer wieder mit dem Organisationstrieb zu tun, jetzt mit dem der Generalstäbler, die keinen Platz für schweizerische Transporte in ihrem Etappengebiet aussparen, weil sie nicht dafür da sind. Es gibt, nebenbei bemerkt, auch eine ganz ausgewachsene amerikanische Bürokratie!

Da die besten Friedenskräfte Amerikas in den amerikanischen Idealen liegen, so können wir gewiß auch darin zustimmen, daß es für alle Welt und auch für uns gut ist, einen praktischen Idealisten in der Führung der Vereinigten Staaten zu sehen.

Indessen sind amerikanische Enttäuschungen über den wirklichen Gang der Dinge, der den russischen Rändern entlang der Atlantischen Charta stracks zuwiderläuft, jetzt schon da, und bei dem ungeduldigen Temperament des sanguinischen Optimisten ist eine bruske Wendung von der Weltsolidarität zum Isolierschemel im Schmollwinkel nie völlig ausgeschlossen. Die Weltkonferenz von San Francisco wird den Bruch kaum bringen, aber doch eine Art Reißprobe bilden.

«*Die Schweiz als Treuhänderin des Maßes der Mitte*» ist das Thema, das Dr. Roman Boos in seiner schön beschwingten, dichterisch gehobenen und oft von glänzenden Denkbildern erleuchteten Sprache darstellt. Aus allen Gebieten, politischen, wirtschaftlichen, rein geistigen, zieht er die Fäden der Assoziationen. Daß dabei einige künstlerische Freiheit in der Deutung dessen, was die Mitarbeiter aus verschiedenen Ländern zusammengetragen haben, mitwirkt, ist schon angedeutet worden. Boos zielt auf den Menschen, dessen Weg nicht notwendig über den Staat führen müsse; unser Staat aber gilt ihm, wie die Ueberschrift seines Aufsatzes deutlich genug sagt, als bestimmt, nicht nur in der Mitte zwischen den unfriedlichen Völkern zu sitzen, sondern für sich das Gesetz des Friedens, das im Maßhalten liegt, vorzuleben. Realpolitisch gesehen, geht es dabei kaum mehr um «Kräfte», die den kommenden Frieden bestimmen, da unser Land als Stützpunkt für so gewaltige Massen bewegende Kräfte viel zu klein wäre. Aber zum mindesten finden wir hier Gedanken, die das Erkennen des schweizerischen Standortes und des uns bestimmten Zukunftsweges fördern können — vielleicht über den Durchgangspunkt einer weitem und wirklichen helvetischen Diskussion.

Endlich noch eins: zu einem Frieden braucht es zwei. Jetzt wäre es wohl Zeit, auch von den deutschen Kräften zum Frieden zu reden.